

# Berggeist.

Beilage zur „Oraviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

Nr. 9

Oravicza, den 31. März 1895.

1. Jahrgang.

## Natalie.

Roman v. B. Coron.

(Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Bertha war er-  
higt und fast  
außer Athem  
zu Hause angelangt,  
hatte sich aber den  
ganzen Vormittag  
hindurch viel schweigsamer als sonst gezeigt. Die Ermahnungen und Rathschläge der Schwester gingen ihr nicht aus dem Kopf. Das war Alles leicht gesagt, aber schwer ausgeführt. Nochmals sich direkt an Alföld wenden, schien ihr ebenso nutzlos als gefährlich. Sie besaß weit weniger List und Verschlagenheit als Klara und der Gedanke, daß es sich um etwas Anderes, als um einen Schuldschein handelte, blieb ihr deshalb fern. Es würde ihr keine Gewissenspein verursacht haben, den Brief zu entwerfen, aber sie zweifelte daran, das Versteck entdecken zu können.

Überall hatte sie schon umhergespäht, auch gelegentlich dieses oder jenes Möbel sorgfältig untersucht, jedoch nichts gefunden und nun vermochte sie wirklich gar nicht mehr daran zu denken, wo noch irgend etwas verborgen sein sollte. Längst

würde sie sich überhaupt schon keine Mühe mehr gegeben haben, denn sie gehörte zu den bequemen Naturen, allein die versprochenen fünfhundert Mark und das Schmuckstück, welches in hohem Grade ihr Wohlgefallen erregte, wollte sie um keinen

also jeden Gegenstand genau besichtigen, das Geschick war ihr indeß nicht günstiger als früher. Nachdem sie eine halbe Stunde auf den Fußspitzen herumgeschlichen, warf sie sich geärgert und gelangweilt wieder in den Stuhl und unterdrückte

mühsam ein krampfhaftes Gähnen. Es war so entsetzlich öde in dem einsamen Hause. Man konnte wirklich nichts Besseres thun, als schlafen. Sie lehnte den Kopf zurück, fuhr aber plötzlich wieder empor und rieb sich die Augen. Das würde einen schönen Spektakel sehen, wenn Alföld aufwachen und seine Wärterin eingenickt überraschen würde. Gäbe es nur wenigstens einen kleinen Zeitvertreib! Was mochten das für drei kolossale Bücher sein, die auf der Stagede lehnten? Gewiß standen hübsche Geschichten darin: etwas Rührendes, wobei man weinen konnte, wie in einem Trauerspiel, oder noch besser: etwas recht Lustiges. Das Lachen verlernte man ohnedem schon ganz und gar. Sie griff

nach einem der Bände und begann in demselben zu blättern. „N. von Deuten“ stand mit rother Tinte auf dem ersten Blatte, oberhalb des Titels geschrieben, den sie nicht lesen konnte, der seltsam verschönderten Buchstaben wegen. Da war



Natalie. Die linke Hand des Wucherers war fest in das üppige Haar der Dienerin gefaßt.

Preis fahren lassen.

Abends saß sie wieder an dem Bette des Wucherers. Natalie hatte sich entfernt, um an Bernau zu schreiben. Noch einmal blickte Bertha nach allen Richtungen. Der alte Mann schlummerte, sie durfte

aber auch gar nichts Interessantes zu finden. Das ganze Buch handelte von Landstrichen und Seelüsten. Sie stellte es wieder weg und nahm das zweite. Beinahe hätte sie laut aufgelacht, als sie es öffnete. Was für urkomische Abbildungen? Männer und Frauen mit braunen Gesichtern und allerlei merkwürdigem Schmuck in dem kurzen, wolligem Haar. Und was für bunte Vögel und grimmige Thiere! Das war schon hübscher. Nun das dritte! Kaum faßte sie nach dem Folianten, als sie einen heftigen Schmerz fühlte und einen halberstickten Schreckensschrei ausstieß. Alfelds linke Hand hatte ihren Arm ergriffen und seine hageren Finger drückten sich wie eiserne Krallen in ihr Fleisch. Sein heiseres und unverständliches Lallen konnte von Niemand gehört werden, da Natalie, um ungestört zu sein, in dem entferntesten Zimmer ihre Korrespondenz erledigte und Katharina in der Küche das Abendbrod bereitete.

„Lassen Sie mich los!“ rief das Mädchen, dessen Stimme vor Furcht und Zorn zitterte.

Aber er preßte ihren Arm mit konvulsivischer Heftigkeit. Was sein elender Körper noch an Kraft besaß, schien sich in diese skelettartig abgemagerte Hand gesammelt zu haben. Dabei drückte sein Blick nicht nur thierische Wuth, sondern auch Angst und Verzweiflung aus. Bertha verstand wohl, daß sie das große Buch nicht berühren sollte, doch sie haßte den Geizhals, der ihr bei jeder Gelegenheit Abneigung und Widerwillen bewies. Der Hefe des Volkes angehörend, gewährte es ihrer Rohheit Befriedigung, ihm jetzt einen Theil des Aergers, den er ihr in so reichem Maße bereitete, ungestraft zurückzahlen zu können. Gewaltfam löste sie die harten, eisigen Finger, nahm den Folianten und setzte sich unweit des Bettes nieder, den Wucherer böshaft und herausfordernd ansehend. Dabei überfiel sie aber plötzlich ein unbeschreibliches Grauen, denn die Züge des Alten verzerrten sich in entsetzlicher Weise. Das war kein Mensch mehr, sondern ein furchtbares Gespenst, eine von jenen Schreckgestalten, die sich zuweilen in die wüsten Fieberträume aufgeregter Schläfer drängen und zusammengekauert auf der Brust der Schwerathmenden sie mit unheimlich glühenden Augen anglohen. Bertha hatte einmal von einem solchen Alp gelesen und nun glaubte sie, ihn verkörpert vor sich zu sehen. Wie Eis rieselte es ihr durch die Aern. Sie wagte den Lebendigtodten, der Sprache und Bewegung Beraubten nicht länger zu reizen, keineswegs, weil sie Abscheu vor der eigenen Brutalität empfand, sondern weil sie sich fürchtete. Das große, starke Mädchen zitterte vor Angst. Alle alten Spuckgeschichten fielen ihr ein. Fort aus dem halbbunten Zimmer! Hinab in die helle, warme, freundliche Küche! Sie suchte nun den Folianten wieder an seine Stelle zu schieben, ohne dem Wucherer zu nahe zu kommen, dabei wäre ihr das schwere Buch fast entglitten. Sie fing es jedoch auf, allein ein dicker, fünffach versiegelter

Brief fiel heraus und gerade dicht vor dem Bette nieder. Ein zorniger, stöhnender Laut rang sich aus Alfelds Brust. Durch hastige, aufgeregte Zeichen deutete er der Dienerin an, daß sie dem Schreiben fern zu bleiben habe. Unschlüssig stand sie da. Plötzlich kam ihr aber der Gedanke: dies müsse das Dokument sein, welches sie ihrer Schwester ausliefern sollte. Kein Zweifel! Da lag der Schuldschein, den der Geizhals jetzt nicht zurückgeben wollte, und wenn sie sich die glückliche Gelegenheit, ihren Auftrag zu vollziehen, entgehen ließ, kam vielleicht keine zweite. Also rasch gehandelt! Sie bückte sich, hob den Brief auf und schob ihn schnell in ihre umfangreiche Kleider Tasche. Aber im Begriff, sich wieder emporzurichten, fühlte sie sich an den Haaren gepackt und ihren Kopf gewaltsam niedergezogen. Erschrocken sank sie auf die Knie. Das entsetzliche Gesicht Alfelds war jetzt dem ihren ganz nahe.

„Die — Die — bin!“ lallte er, sie mit blutunterlaufenen Augen drohend anstierend. Verzweiflung rang sie, sich zu befreien, doch Angst und Grauen lähmten ihre Kraft und die scharfe Kante der hohen Bettstelle erwürgte sie fast. Das Blut strömte ihr nach dem Gehirn, ihre Aern zum Bersten füllend. Funken schienen, Irrlichtern gleich, über die zerrissene Steppdecke zu hüpfen und sich dann zu einem feurigen Rade zu vereinen und wie das Geräusch eines fernen Sturzbades brauste es ihr in den Ohren. Hätte sie eine Scheere gehabt, sie würde ihr Haar abgeschnitten haben, so riß sie, des Schmerzes nicht achtend, mit aller Gewalt daran, doch des Wucherers Endherne Finger hatten sich tief in die dicken Flechten gewühlt und hielten sie fest, wie mit stählernen Klammern. Es war ihm gelungen, sich etwas näher zu schieben und nun fühlte sie seinen heißen Athem und sah mit unbeschreiblichem Entsetzen in die wuthentstellten Züge.

„Lassen Sie mich! Ich will heute noch gehen und nie wiederkommen!“ ächzte sie und bemerkte mit fast an Wahnsinn grenzendem Schrecken, daß ihre Worte ungehört verhallten und eine gräßliche Veränderung mit Alfeld vorging. Seine Augen quollen unnatürlich weit hervor und wurden glanzlos. Schaum trat auf seine Lippen. Das unverständliche Lallen verwandelte sich in Röcheln und auch dieses verstummte endlich. Dann war es ihr, als ob die Hand, die auf ihrem Haupte lag, so schwer und kalt wie ein Stein würde.

Noch einmal versuchte Bertha sich loszureißen, aber die starren Finger blieben geschlossen, was sie auch thun, wie sie auch alle ihre Kräfte anstrengen mochte. Da übermannte sie die Todesangst. Gellendes Hilfesgeschrei hallte marterschütternd durch das einsame Haus, immer schneidender und durchdringender.

Katharina, die, neben dem Herde stehend, etwas eingenickt war, fuhr empor, horchte und fühlte ihren Herzschlag stocken. Was war geschehen? Wurde ein neuer Mord begangen? Jetzt blieb Alles still. War

das schrille Geschrei im Hause oder auf der Straße erklingen? Ach, da ging es von Neuem los und noch gräßlicher als früher.

Bleich und mit zitternden Knien eilte die alte Frau, so schnell sie es vermochte, aus der Küche und die Treppe empor. Auf dem Korridor traf sie mit Natalie zusammen, welche ebenfalls die Hilserufe vernommen hatte und herbeistürzte.

„Um Gottes Willen! was hat das zu bedeuten?“ rief die Wittve.

„Es kommt aus Alfelds Zimmer!“ erwiderte das Mädchen, ohne den raschen Schritt zu hemmen; sie riß die Thüre auf und prallte selbst laut aufschreiend zurück. Mit stieren, gebrochenen, weitgeöffneten Augen lag der Wucherer todt auf seinem Bette. Das furchtbar verzerrte Antlitz drückte jetzt noch Wuth und Verzweiflung aus, und die linke Hand war fest in das üppige Haar der Dinerin gekraut, die sich in hysterischen Krämpfen wand. Erst dem von Katharina unverzüglich gerufenen Dr. Herzberg gelang es, die Finger des Verstorbenen zu lösen und Bertha aus ihrer unheimlichen Gefangenschaft zu befreien. Als die Magd sich etwas erholt hatte, fragte der Arzt, sie mißtrauisch betrachtend, mit strengem Tone, was zwischen ihr und ihrem Herrn vorgefallen sei. Den Schlaganfall, welcher dem Leben des alten Mannes ein so plötzliches Ende machte, habe, allem Anschein nach, heftiger Schreck oder Zorn herbeigeführt.

Schluchzend versicherte sie, die Ursache dieses Wuthausbruches nicht zu kennen. Sich nach dem ihr entfallenen Taschentuch bückend, sei sie an den Haaren ergriffen worden. Weiter wisse sie nichts, denn der gräßliche Anblick des Sterbenden raubte ihr fast die Besinnung.

Da es wirklich nicht gerathen schien, sie in ihrer gegenwärtigen Aufregung mit Fragen zu quälen, so stand Herzberg einseitig davon ab und gönnte ihr Ruhe. Zitternd schlich sie in ihr Kämmerchen.

Die halbe Nacht hindurch kniete Katharina an dem Lager des Todten und murmelte eifrige Gebete für die Ruhe seiner Seele. Natalie blieb ihr zur Seite, auch ihre Hände waren gefaltet, aber sie betete nicht. Die widerstreitendsten Gefühle stürmten auf sie ein. In der tiefen, schauerlichen Stille dieser Stunden erhob sich eine anklagende Stimme in ihrem Innern und mahnte sie mit strengem Vorwurf daran, daß sie nicht ohne Schuld an dem finstern Geschehe des unglücklichen Greises sei. Um des Vaters Ehre zu retten, war sie in das Haus des Wucherers gezogen, aber nur ihrer Leidenschaft für Bernau lebend, hatte sie der heiligen Mission kaum noch gedacht. Nun öffneten sich die Lippen, welche vielleicht Aufklärung zu geben vermochten, nie mehr. Tiefe Traurigkeit, nagende Unzufriedenheit mit sich selbst bemächtigte sich ihrer und dann schimmerte es wieder wie blendendes Licht vor ihren Augen und sie meinte zu vergehen vor wilder Freude, wenn sie daran dachte, daß sie jetzt dem theuren Manne nicht fast als Bettlerin entgegentreten müsse,

daß sie reich sei und alle diese Schätze ihm, dessen uneigennützigste Liebe sie so hoch, so unaussprechlich beglückte, zu Füßen legen könne. „Ich habe gefehlt, ich war hart, unbarmherzig, falsch und grausam gegen Alföld und Anna Olpen,“ dachte sie, die Hände auf die stürmisch wogende Brust drückend, „aber was ich an ihnen sündigte, will ich an Rudolf tausendfach gut machen. Er soll an meiner Seite ein Glück finden, das selbst die Wonnen des Himmels nicht zu überbieten vermögen!“

Während Natalie und Frau Schubert bei der entseelten Hülle des Wucherers wachten, saß Bertha mit bleichen Wangen und zuweilen trampschaft aufeinanderschlagenden Zähnen in ihrem Kämmerchen. Wie Fieberfrost schüttelte es sie, wenn sie der vorhergegangenen Szene gedachte. Die schrecklichen Augen des alten Mannes blickten sie aus jeder Ecke an und sie meinte immer noch den Griff der fleischlosen Finger zu spüren. Das Entsetzen, welches sie mit so fürchterlicher Gewalt gepackt hatte, ließ sie nicht wieder los. In der Einsamkeit der Nacht wuchsen Angst und Grauen von Minute zu Minute. Es war ihr, als müsse der Tote dort oben aufstehen, tappenden Schrittes herabkommen und die dürre Hand nach ihr ausstrecken. In sich selbst zusammengesunken, kauerte sie in einer Ecke und dachte: „Wenn nur erst der Morgen dämmern wollte!“ Sie hätte ja zu den beiden Anderen hinauf gehen können, aber lieber würde sie gestorben sein, als noch einmal jenes Zimmer betreten haben.

Da krachte die alte, wurmförmige Kommode hinter ihr. Dieser geringfügige Umstand raubte ihr den letzten Rest mühsam erkämpfter Fassung. Sie sprang empor, riß von ihren Sachen aus dem Schranke, was sie zuerst erreichen konnte, und machte in der Eile ein kleines Bündel. Dann schlich sie, an allen Gliedern bebend, in den finstern Hausflur, schloß die Thüre so leise als möglich auf und floh aus dem unheimlichen Gebäude. Erst als die frische, scharfe Nachtlust um ihre brennenden Schläfen wehte, fühlte sie die peinliche Angst schwinden. Sie blieb stehen, versicherte sich, daß sie den verhängnisvollen Brief noch besaß und eilte dann mit fliegender Hast nach dem Bahnhof, um den ersten Zug nach G . . . zu benutzen.

XVIII.

Sobald der Tod Alfölds dem Advokaten Dr. Förster gemeldet wurde, erklärte er den Verwandten, daß ein Testament vorhanden sei.

Der Wucherer lag in dem größten Zimmer des Hauses aufgebahrt. Man hatte ein Epizentuch über seine entstellten Züge gebreitet. Frau Olpen und ihre Töchter erschienen, um dem Verstorbenen die letzten Liebesgaben zu bringen. Natalie war eben beschäftigt, eine Guirlande an dem Sarge zu befestigen; als die Damen eintraten, grüßte sie schweigend und entfernte sich. Sie empfand selbst, daß sie nicht an ihrem Plage war und vermied es, Anna anzusehen. Diese fühlte sich bei dem Anblick ihrer siegreichen Rivalin

von scharfem Schmerz durchzuckt. Aber sie hatte in wenig Monaten gelernt, sich zu beherrschen und so drückte auch jetzt ihr liebliches Gesicht nur sanfte Trauer aus.

„Der arme Dietrich! Sein Tod glich seinem Leben,“ sagte die Rätin, indem sie das Epizentuch aufhob, jedoch sogleich wieder sinken ließ und sich seufzend abwandte. „Das war ein elendes, qualvolles Dasein. Möge er nun ausruhen von all' seinen selbstgeschaffenen Leiden!“

Die beiden Mädchen legten die mitgebrachten Blumen und Kränze hin und Anna ergriff die Gelegenheit, ihr schwer bedrücktes Herz durch einen Strom von Thränen zu erleichtern. War es auch unmöglich gewesen, warme Liebe für den Verstorbenen zu empfinden, so erinnerte sie sich doch mit unbeschreiblicher Wehmuth jener Stunden, wo sie selbst beglückt und die Zukunft in rosigstem Schimmer vor sich sehend, zuweilen einen Strahl sonniger Heiterkeit in das düstere Gebäude getragen hatte.

„Kommt, Kinder, gönnen wir ihm die Erlösung!“ mit diesen Worten mahnte Frau Olpen endlich zum Aufbruch. Anna zog den Schleier über ihr blasses verweintes Gesicht. Während die drei Damen die einsamen Räume durchschritten, blickte sich Gertrud vergeblich nach Natalie um. Sie hätte der Schwester Hermanns gerne die Hand gereicht. Die Gesuchte war aber nirgends zu sehen, nur Katharina stand am Fuße der Treppe und geleitete die Scheidenden bis zur Thüre.

„Wahrscheinlich hat Dietrich in seinem Testamente für die alte Frau gesorgt,“ sagte die Rätin zu ihren Töchtern; „wäre es aber nicht der Fall, so wollen wir uns ihrer annehmen und seine Vergeßlichkeit gut machen.“

Nicht einmal kam ihr der Gedanke, Alföld könne seine nächsten Verwandten enterbt haben.

Das Leichenbegängniß fand unter nur geringer Theilnehmung statt. Niemand gedachte des Verstorbenen mit freundlicher Theilnahme. Außer den wenigen Leidtragenden umstand nun eine kleine Schaar Neugieriger, auf deren gleichgiltigen Gesichtern keine Spur von Bedauern zu lesen war, das geöffnete Grab und auch diese entfernten sich bald, denn ein eisiger Wind legte über alle die blumengeschmückten Hügel hin, raschelte in den dürren Kränzen und ließ die schwarzen und farbigen Schleifen hoch aufplattern.

Mit unbezwingbarer Aufregung harrete Natalie der Testamentsöffnung. Obgleich sie wußte, daß ihr der erhoffte Reichtum nun gewiß war, konnte sie doch den Augenblick, wo sie Besitz von ihm ergreifen durfte, kaum mehr erwarten. Die drei Tage schienen ihr eben so viele Jahre zu sein.

Endlich brach die Stunde an, in welcher der wichtige Akt vollzogen werden sollte. Alle Betheiligten waren im Gerichtszimmer versammelt. Der Kanzleirath, seine Gattin und Töchter hatten an einem Tische Platz genommen. In einer Ecke saß Katharina Hubert, sonntäglich gekleidet.

Auch der Notar Dr. Förster war gegenwärtig. Sein Gesicht zeigte einen ernsten, fast traurigen Ausdruck. Unweit von ihm stand Natalie, auf eine Stuhllehne gestützt. Sie war marmorbleich, aber die sammet-schwarzen Augen leuchteten in fieberhafter Glut.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Dorfprinzessin.

Roman von W. W. Capri.  
(Nachdruck verboten.)  
(Fortsetzung.)

Vor dem Wirthshause aber erhob sich etwas, was man bis dahin in Lindenschbach noch nicht gesehen hatte — nämlich ein Portal von so ansehnlicher Größe, daß es schier bis zum Hausgiebel hinanreichte, mit einer Anzahl bunter Lämpchen im Oval und einer fast in der Luft schwebenden Inschrift, die bei Tage unansehnlich und unverständlich, bei Nacht den Gästen in Flammenschrift ein höchst einladendes „Willkommen!“ schon von fern entgegenleuchten sollte.

Als die Sonne untergegangen und die Dämmerung hereingebrochen war, wurden all' die Flämmchen entzündet, und ein lautes „Hurrah!“ erscholl von den Dorfbewohnern, die ja noch nie eine solche Pracht gesehen. Als aber etwas später im großen Anhammerhause Thür und Thor einladend offen standen und es auch von drinnen hundertfach im verschiedenfarbigem Glanze flimmerte und glitzerte, da kannte der Jubel der Menge keine Grenzen.

Auf dem Rasen spielten die Musiker, und so hatte man den Vortheil, daß man im Saale sowohl wie in der Tenne die verlockenden Klänge gleich gut vernahm und nach denselben tanzen konnte.

Doch eins hatte man bei der so glücklich in Szene gesetzten Festanordnung nicht vorhersehen können, und das war der heftige Regen, der plötzlich niederfiel, die Lämpchen an den Bäumen verlöschte und das stolzprangende „Willkommen“ sammt dem dasselbe umgebenden vielfarbigen Lichterglanz verschwinden ließ. Alles, was ein paar Fuß weit vom Tanzboden entfernt war, lag nun in stockfinsterner Nacht; schwere Tropfen fielen auf die Häupter der erhitzten Tänzer und Musikanten; Tänzer und Tänzerinnen, lektete mit den schmucken Kleiderrocken über dem Kopf, eilten nach dem Saal.

Da war nun Alles zusammengebrängt. So groß der Raum auch war, man konnte nur dadurch Platz zum Tanzen schaffen, daß sich die Alten recht bescheiden in die Ecken schmiegeten.

Die Musikanten geigten und bliesen auf's neue, und die Paare drehten sich dann bald wieder lachend und lärmend um einander.

Anton Wildner stand in der Nähe der Musiker an die Eingangsthür gelehnt und dachte darüber nach, warum denn Marie heute noch immer nicht da sei. Sie war weder mit Schulzen's noch mit Müllersleuten erschienen; vielleicht, so hoffte er, kam sie mit des Hofbauern Gevatterseuten, die

noch zu erwarten waren. „Der verteuflte Regen!“ murmelte er unwillkürlich vor sich hin. Zugleich aber durchdrang ihn die Ueberzeugung, selbst wenn es Steine regnete, würde dies Marie nicht abhalten, zu kommen, wenn sie ihn da wußte; denn daß sie ihn liebte, das hatte er doch schon ausgefunden.

Und er? Nun, er nahm die Wahrnehmung ziemlich wohlgefällig auf, ohne sich davon besonders ergriffen zu fühlen; er sprach gern mit dem Mädchen und fühlte sich wunderbar ruhig und befriedigt, wenn er in ihre milben, blauen Augen sah; denn das gab jedem zu, Augen hatte das Dirnlein, so mild so lieb so treuherzig, daß man ohne Aufhören in diese himmelblauen Tiefen hätte hineinschauen mögen.

Er hatte schon eine Weile so, über Marien's Augen nachdenkend, dagestanden, als er Wagengerassel vernahm, welches sich dem Anhammer-Hause näherte. Als aber das Gefährt näher kam, mochte er fast seinen Augen nicht trauen; denn es schien ihm, als sähe er des Hofbauern Wagen, in welchem dessen Weibseute bei schlechtem Wetter zur Kirche zu fahren pflegten.

Der Wagen lenkte gerade nach dem Anhammer-Hause zu. Was wollten die da? Marie fuhr doch sicherlich nicht allein darin; das hätte die böse Christl nun und nimmermehr gestattet; zudem sah eine solche Großthuererei Marie auch garnicht ähnlich. Des Hofbauern Gevatterseute aber liehen sich dessen Parade-Wagen sicherlich nicht; sie sprachen garnicht mit ihm und wären weit lieber daheim geblieben, als in dessen Haus um etwas zu bitten.

Das Räthsel sollte sich bald lösen. Soeben war der Anhammer an Anton's Ecke getreten; er legte die Hand über die Augen, starrte das wunderbare Ereigniß an, und begann sich gewaltig zu wundern, als der Wagen anfuhr und der Knecht mit seiner behänderten Mäße mit einem Ruck die Pserde zum Stehen brachte.

Zugleich sprang der Hofbauer ab und half zuerst der Christl aus dem Wagen; dann wollte er Marie die Hand reichen. Diese aber sprang ganz von selbst federleicht vom hohen Tritt herab.

Anton stand wie angewurzelt da. Ob er den Hofbauer grüßen wollte oder nicht, dessen wurde er sich garnicht recht bewußt; denn schon war dessen breite Gestalt wuchtigen Ganges an ihm vorbeigeschritten, gefolgt von der hochgewachsenen, schlanken Christl, die ihm mit recht spöttischem Lächeln fest in das verbuchte Gesicht sah; Hintendrein kam die kleine, zierliche Gestalt Marien's, die ihm ein freundliches: „Grüß Gott!“ zunichte, das er in seinem Erstaunen, wie im Traum, erst dann erwiderte, als sie bereits alle an den sibelnden Musikanten vorbei die Schwelle des Tanzsaales überschritten hatten.

Hier waren alle Augen der Thür zugewandt; denn soeben war der Anhammer wie eine Bombe zwischen die vollgedrängten Anwesenden gefallen mit dem Rufe: „Der Hofbauer kommt!“

Und der Bauer sowohl wie die hoffärtige Christl konnten mit dem Aufsehen, welches ihr unvernünftiges Erscheinen verursachte, wohl

zufrieden sein. Zwar geigten die Musikanten weiter, aber niemand tanzte. Der Ausdruck des Erstaunens in den verschiedensten Abstufungen, das erst nach und nach in entschlossenen Troß überging, hätte eine belehrende Studie für jeden Künstler geboten.

Der Hofbauer war mit den Worten eingetreten: „Guten Abend, alle miteinander!“ und hatte den breitkrempigen Hut dabei halb gelüftet; doch, was er vorhergesehen hatte, das geschah — nicht einer der Bauern oder Burschen erwiderte den Gruß. Er war eben verfehmt.

Der Hofbauer lief, als er den großen Raum mit Christl durchschritt, Spieghelruthen, von allen bemerkt, von niemanden beachtet. Wie es ihn auch innerlich kränken mochte, äußerlich sah man ihm nichts an; er ließ sich auf eine Bank nieder, und zwar so, daß er die Anwesenden vor sich hatte; er legte das rechte Knie über das linke, stochte die Hände in einander und sah sich die Gesichter an. Geschehen war es nun und nachgegeben hatte er wieder einmal; da galt es jetzt auch seinen Mann zu stellen und dem hundertäugigen Angriff so tapfer wie möglich gegenüberzustehen.

Der Christl brannten die Wangen vor Zorn darüber, daß niemand das kurze, stolze Nicken erwidert hatte, mit welchem sie sich beim Eintritt über die Verlegenheit und das lange Herzklopfen, das sie ergriff, hinweghelfen wollte. Gleich war es ihr ein wahrer Triumph gewesen, Anton bei ihrem Anblick so verblüfft zu sehen; es dämmerte in ihrem eilen Sinn die Vermuthung auf, er liebe sie doch noch, und es könne ihr gelingen, die verlorene Herrschaft über ihn wieder zu erlangen. Was sie damit wollte, fragte sie sich nicht; es war ihr überhaupt garnicht klar. Wahrscheinlich hätte sie sich, bei gründlichem Nachdenken darüber, gestehen müssen, daß sie ihn, wenn es ihr wirklich gelungen wäre, trotz allem und allem abermals zum besten gehabt hätte. Sie war eben ein gar troziges Ding, die Christl, und hätte sie den Burschen wirklich lieb gehabt, gestehen hätte sie es nach allem vorangegangenen nicht wollen, nicht um alles in der Welt!

Mit der neu errungenen Herrschaft schien es aber gute Wege zu haben. Da sah sie nun, wie sie es gewollt und vom Vater ertrotzt hatte, in all ihrer Pracht und Herrlichkeit, in seidnem Rock und gesticktem Sammetmieder, dem feinen, in Falten gelegten weißen Oberleibchen, über das der goldene Halschmuck in feinen Ketten über den vollen Busen fiel. Da sah sie, die Dorfprinzessin, unbeachtet und — allein.

Längst mochten wieder die Paare in lebhaftem Tanze um sie her; denn des Müllers Andres hatte gar bald mit dem festen Ruf: „Na, was wird's? Woll'n wir etwa zu tanzen aufhören?“ der allgemeinen Verblüffung ein Ende gemacht und sich frischweg die dralle Schulzentochter aus der Mitte der scheu zusammenstehenden Mädchengruppe geholt.

Da war's über alle gekommen, als sei ein Zauber gelöst. Ein über das andere

Mal hatten sich die Burschen der Gruppe genähert, um Marie die sonst der Christl eine war, zu einem jener endlosen Tänze zu bitten, die wohl eine Stunde lang, mit geringer Unterbrechung fortbauern. Die hübsche Marie, hatte keinen Diebstahl, und so hatte denn noch jeder das Recht, sie zu einem Tanze einzuladen. Auch war sie nun'er genug, von einem Arm in den andern geflogen. Heute aber, nachdem sie gesehen hatte, wie es stand, und daß keiner zur Christl kommen wollte und diese mit zusammengekniffenen Lippen und finsterner Stirn neben ihr saß, einer Gewitterwolke gleich, aus der demnächst Blitz und Hagel zu erwarten war, — heute versagte sie, halb aus Schen, halb in dem angeborenen Zartgefühl ihres mitleidigen Herzens, schon dem ersten, der sich ihr mit einer Einladung näherte, die Erfüllung seiner Bitte und wiederholte dasselbe bei den anderen. Anton war es ja doch nicht, und so fiel ihr die Entscheidung nicht schwer. Ja, wenn er um sie gekommen wäre, dann freilich — dann hätte sie wohl so viel Kraft der Selbstbeherrschung nicht gehabt.

Christl war damit zufrieden, daß ihre Base sich für sie opferte, sie fand, das sei die Pflicht derselben; tanzte sie selbst nicht, wie sollte sich Marie dessen unterfangen?

Dem Hofbauer wurde es grimmig wild um's Herz, als er schon eine Weile der Geschichte zugesehen hatte. Christl, seine schöne Tochter, auf die er immer so stolz gewesen war, wie sah sie nun so einsam, unbeachtet und gedemüthigt da! „Aber freilich,“ so dachte er, und dieser Gedanke hatte sicherlich nichts milderndes für sein Vaterherz, „sie hat sich selbst so gehettet und nichts anderes verdient.“ Er schielte seitwärts nach ihr. Allerdings konnte er ihr am Gesicht ablesen, was sie empfand. Doch gedemüthigt, wie er gedacht, sah sie keineswegs aus. Das Glas Wein, das man vor sie hingestellt, hatte sie weit zurückgeschoben. Die kleine Hand lag geballt auf dem Tisch, das schöne Gesicht wies den alten Troß, der schon soviel Unheil angestiftet und ihm selbst so tiefes Weh bereitet hatte.

Von dem Tisch, an welchem des Hofbauern Familie saß, waren sie alle aufgestanden. Mit Ausnahme der Tänzer, die sich an Marie gewandt hatten, ging man daran vorüber, als wär's eine Mauer und weiter nichts. Dem Bauer hatte man seinen Schoppen gebracht, ohne ihn erst viel zu fragen; das war alles. Er nippte daran nur zum Schein; sein Glas stand nahezu unberührt. Dafür hatte er seine Pfeife hervorgezogen und dampfte wacker darauf los.

Plötzlich aber setzte sich einer neben den Hofbauer auf die verlassene Bank; es war der Wirth selbst, der ehemals des Hofbauern bester Freund gewesen.

Der Hofbauer regte sich nicht und sah gerade vor sich hin; gleichwohl fühlte er, mehr als er sah, daß der Blick des Mannes auf ihm ruhte.

„Mir thut's leid um Dich, Hofbauer!“ sagte endlich der Wirth leise, mit ernstem Ausdruck.

„Warum?“ fragte der Hofbauer und wandte dabei den Kopf nicht; er paffte nur noch stärker den Rauch aus seiner Umr Pfeife.

„Na, mir thut's halt leid, daß Du überhaupt da bist; es wundert mich von Dir, Hofbauer; kannst Dir's doch an den Fingern abzählen, was Dich hier erwarten thut; hast Unrecht gethan, Mann, glaub' mir's! Weißt selbst, daß bei uns ein sonderbares Volk ist; so etwas wird nimmer gut gemacht, Hofbauer, nie mehr! Die Jungfer Christl, die da neben Dir sitzt wie ein Delgöb, stolz und aufgeblasen, statt demüthig, wie's ihr gebühren thäte, könnt' gleich mit ihrem seidenen Rock und dem schönen Sammetmiederl auf den Knien durch's ganze Dorf rutschen, von Thür zu Thür, kein einziger hebt sie auf! Denn, Hofbauer, was Ihr dem ganzen Dorf angethan habt, das macht nichts wieder gut! Und darum schau, thut's mir höllisch leid, daß Du überhaupt gekommen bist.“

„Dank' Dir, schon recht,“ sagte der Hofbauer und paffte ruhig weiter.

Christl, welche die Worte des Wirthes gehört hatte, schlug nun eine Lache auf. „Als wenn uns was daran gelegen wär'!“ sagte sie mit Achselzucken.

„Kann mir's nit denken,“ fuhr der Anhammer Wirth fort, „daß es für eine saubere Dirn' ein besonderes Vergnügen sein kann, wenn sie and're tanzen sieht und dabei sitzen muß. Wenn die Jungfer Christl an's Tanzen nit gedent' hat und sich nichts daraus macht, warum hat sie denn nachher Tanzschuh an den Füßen und Blumen im Haar?“

Christl warf ihm einen giftigen Blick zu; mit einem Griff riß sie das Sträußchen Maiglöckchen sammt den kleinen Rosenknospen aus den üppigen Löpfen und schleuderte es unter die Bank.

„So ist's recht!“ meinte kaltblütig der Wirth; „wer nimmer heirathen will, trägt keine Blumen. Und an's Heirathen wird doch die Jungfer Christl nicht mehr denken; wer nähm' sie denn?“

„Joseph!“ fuhr der Hofbauer auf.

„Na, ich mein' nur so,“ erwiderte der Wirth und stopfte sich seine Pfeife; „ich mein' halt hier auf'm Dorf; wenn die Jungfer etwa auswandern thäte in die Stadt, da wär's was anderes. Mit ihrem Gesicht und einem Sack voll Geld könnt's ihr nicht fehlen.“

Damit erhob sich der Wirth und ging zu seinem Schänkisch. —

Siedend heiß war es der armen Marie in Wangen und Stirn gestiegen, als sie all' das nit anhörte, was sich ihre stolze Base gefallen lassen mußte. Weder sie noch der Hofbauer mochten ihr in's Gesicht sehen, da sie sich wohl denken konnten, wie grimmig sie d'rein schaute.

Endlich leerte der Hofbauer seine Pfeife aus, klappte sie zu und steckte sie in die Rocktasche. „Ich dent', wir gehen,“ sagte er.

„Kein Gedankel!“ erwiderte Christl kurz.

„Wie? Hast' denn noch nit genug?“ rief der Hofbauer.

„Jetzt bleiben wir erst recht!“ wir bleiben bis zum letzten Geigenstrich, Vater, und wenn ich gleich bersten sollt' vor Zorn. Der Wirth soll's ihnen nicht erzählen, wie er uns durch seine grobe, fecke Red' hinausgedrückt hat aus'm Wirthshaus.“

„Grob war's, aber wahr!“ sagte der Hofbauer.

„Kurz und gut, jetzt bleib' ich erst recht!“ entschied Christl und drückte den kleinen Fuß fest auf den Estrich, während sie den Ellbogen auf den Tisch und die brennende Wange auf die zur Faust geballte Hand stützte.

„Du kommst!“ befahl der Hofbauer mit einer Stimme, der man den Unwillen, den ihm der Eigensinn seines Kindes verursachte, anmerkte.

„Ich bleib!“ lautete die Antwort der trotzigten Tochter.

„Komm, Marie!“ sagte nun der Hofbauer zu der Nichte und stand auf.

Dasselbe that die stets gehorsame Marie, die herzlich froh gewesen wäre, wenn sie zur Stunde sammt der südrischen Christl und deren zornblickendem Vater daheim am grünen Stubenofen gefessen hätte, selbst um den Preis, auf ihr schuldloses Haupt den ganzen angesammelten Zorn der tief gekränkten Base sich entladen zu sehen. Sie dachte natürlich nicht anders, als daß Christl nun sogleich aufstehn und ihnen folgen werde.

Die aber blieb sitzen und sagte verstockt: „Geht nur heim — ich bleib!“

Der Hofbauer wandte sich um und sah seinem Kinde fest in die Augen. Christl aber zwinkerte nicht einmal. Er las vielmehr in ihrem Gesichte den unverkennbaren Entschluß, nicht nachzugeben, und hätte dies auch alle möglichen Unannehmlichkeiten zur Folge.

So blieb dem Hofbauer nun freilich nichts anderes übrig, als sich wieder niederzusetzen, was er seufzend that, und sich in Gottes Namen eine neue Pfeife zu stopfen.

Während dieser stummen Szene lehnte Anton Wildner in einer Ecke der Stube, ziemlich abgesehen von den Gesähten, und sah herüber. Es war doch seither ein Schmerzensstachel in seiner Brust zurückgeblieben, und so hatte ihn denn Anfangs Christl's unvermuthet vor ihm auftauchendes hübsches Gesicht fast zur Bildsäule erstarrt. Er wunderte sich aber selbst, daß es ihm nicht schwerer ums Herz war, als er sie so schmuck und schön in jenem Feiertagsstaat wieder erblickte, in welchem er sie mehr als einmal stolz und glücklich beim Tanz in seinen Armen gewlegt hatte.

Ja, sie war so schön wie immer, aber wie er sich, so oft er ihr begegnete, gesagt und auch jetzt nach kurzer Beobachtung wiederholen mußte, auch so hoffärtig, wie je, so gar nicht reumüthig und gebessert. Ihre blitzenden Augen und bebenden Lippen, und zudem jener so eigensinnig starrer Entschlossenheit um den kleinen Mund ver-

riethen ihm, daß sie vielleicht noch böser und eigenwilliger sei, als er sie je gekannt. Saß sie nicht da wie eine Herrscherin, deren Befehlen ihre ganze Umgebung unterthan sein mußte? Gab sie nicht dem Vater ganz kurze Antworten und wies Marie's gewiß gut gemeinte Worte, wie er von seinem Standpunkt zu beurtheilen glaubte, mit bissiger, übermüthiger Miene ab? Warum hätte sich sonst die jeder Zeit so ruhig heitere Marie heute gar ängstlich zusammengefauert und wagte kaum mehr ein Wort zu ihrer stolzen Base zu sprechen?

Zum ersten Mal tauchte so recht klar der Gedanke in Anton auf, daß er mit der stolzen, unverbesserlichen Dirne wohl grenzenlos unglücklich geworden wäre. Er warf abermal einen Blick hinüber und sah Marie's blaue Augen so fragend und angsterfüllt auf sich gerichtet, daß es ihm das Herz rührte; denn in diesen Augen schimmerten Thränen, welche die Theilnahme an ihm und die Bitterkeit der Erinnerungen, die sie bei ihm voraussetzen mochten, ihr erpreßten. Des Mädchens ganze Seele, ihre selbstlose Ergebung in alle Qual ihrer Lebensstellung, ihre alleinige Angst um ihn und sein gemartertes Herz lag in ihrem sanften sprechenden Blick.

Wie Balsam berührten diese Thränen sein Gemüth und streiften davon die letzte Bitterkeit ab. Kaum war Christl noch für ihn vorhanden; seine Gedanken waren bei Marie. Er hatte es wohl gesehen, wie sie alle Tänzer abgewiesen, offenbar in der Absicht, ihre hochmüthige Base, die solche Schonung sehr wenig verdiente, nicht zu demüthigen, und es ergriff ihn der lebhafteste Wunsch, es zu versuchen, ob sie denn auch das Herz haben würde, ihn selbst abzuweisen, wenn er, der seit jener unglückseligen Geschichte nicht mehr getanz, vor sie hintreten würde, um sie zu einem Tanze einzuladen.

(Fortsetzung folgt.)

## April-Schicken.

Von Fedor Gumel.

(Nachdruck verboten.)

Der April hat seine Geschichte wie kaum ein anderer Monat im Laufe des dahinkrollenden Jahres. Karl der Große nannte ihn in seinem Kalender den Ostermonat, weil dieses wichtige Fest der Christenheit gewöhnlich in ihn fällt. Leute, welchen eine gewisse Unschlüssigkeit des Charakters anhaftet, nennt man wohl Aprilmenschen, mit Bezug nämlich auf die Unbeständigkeit des Wetters, durch welche sich dieser Monat vor allen übrigen nicht gerade zu seinem Vortheil hervorthut. Schon eine alte Bauernregel unserer Vorfahren bestätigt es in einem Werkverzei, welches lautet: „April — thut was er will.“ Aber vor allem hat man in diesen Monat eine merkwürdige Volkssitte verlegt, das sogenannte April-Schicken. Sie ist der Geschichte der Karwoche entlehnt und kein geringerer als Christus soll das erste Opfer derselben gewesen sein. Er wurde nämlich in den April geschickt, als ihn kein Richter

zu verurtheilen wagte und ihn darum immer einer derselben dem andern überlieferte. Noch ein Sprichwort, welches gleichfalls im Munde des Volkes feste Wurzeln gefaßt, erinnert an jene biblischen Vorgänge und paßt somit in diese Zeit, in deren Rahmen wir sie heute verlegen. Ein zweckloses Hin- und Herreisen von Einem zum Andern nennen wir ganz allgemein: „Von Pontius zu Pilatus laufen.“ So hat in der That das April-Schicken für uns einen historischen Hintergrund gewonnen, der selbstverständlich um so bedeutsamer ist, als er sich an so wichtige Vorgänge ablehnt.

Allgemein genau ins Auge gefaßt, ist das April-Schicken noch um Vieles älter als das Christenthum überhaupt und unsere gesammte Zeitrechnung. Gegen Ende des Monats März feiern die Hindu ein Fest, an welchem sie ihre besten Freunde und nächsten Verwandten zum allgemeinen Ergötzen hin- und herschicken. Es geschieht unter den wichtigsten Vorwänden und zu den allerzwecklosesten Dienstleistungen. Kurz hin: es ist das echte April-Schicken, dem unsern so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Das Fest selber nennen sie Huli; der letzte Tag desselben leitet bei ihnen das neue Jahr ein und fällt bei uns etwa mit dem Anfang des April zusammen. Die Gemeinsamkeit des Ursprungs der betreffenden Sitte muß noch um so mehr einleuchten, wenn man erwägt, daß auch bei den germanischen Stämmen ehemals der Jahresanfang in dieser Zeit begangen wurde. Er begann für sie, sobald das erste junge Grün aus der Erde kospete und der Lockruf der Sonne die Blumen aus dem bisher hart verschlossenen Boden hervorrief. Unser christliches Ostern lehnt sich sogar mit seinem Namen an diese altgermanische Anschauung an, denn die Gottheit, welche über dem mit dem Jahresbeginn vereinten Lenze waltete, hieß bekanntlich Ostera. Desgleichen hatten auch die Hellenen ein Fest, welchem nicht allein diese merkwürdige Sitte anhaftete, sondern welches auch in eben diese Zeit fiel. Bei dem gemeinsamen Ursprung dieser drei großen arischen Völkerfamilien darf man wohl mit Recht annehmen, daß es sich hier um eine Sitte handelt, welche in die entlegenste Zeit zurückreicht und einem Kult entspringt, welcher von der frohen Weltanschauung unserer Altvordern herabgeleitet Zeugniß ablegt. Uebrigens sei noch bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß unser modernes Blindenspiel aus einem alt-hellenischen Spiele hervorgegangen ist. Bei den Athenern wurden nämlich denjenigen, welche sich an dieser Belustigung beteiligten, zur Erhöhung des Scherzes die Augen verbunden.

Inzwischen nahm das April-Schicken nicht allein seinen Weg durch die Jahrhunderte, sondern auch durch die Völker. Fast bei allen, soweit sie mit der Kultur in Zusammenhang stehen, lehrt es, wenn auch in etwas veränderter Gestalt, wieder, um hier beliebter zu sein, dort aber mit weniger günstigem Auge betrachtet zu werden. Je nachdem der Humor seine Stätte hat und der fröhliche Sinn der Menschen mit unbefangener Gemüthe beurtheilt wird, hat

sich auch der Scherz des April-Schickens in entsprechendem Verhältniß einzubürgern gemußt. So nennen die Engländer den 1. April geradezu den Narrentag und ebenso entschieden sprechen sie von den Aprilnarren. Alt-England zumal kannte die lustige Gepflogenheit wie kaum eine andere Nation der Welt und die Geschichte des vereinigten Dreikronenreichs ist erfüllt von übermüthigen Späßen, welche an diesem Tage statt hatten. Auch die Holländer haben ihren „April gek“ und die Franzosen den „poisson d'avril“. An dem Ausdruck ist sehr lange herumgetüftelt worden, ohne daß es gelang, den eigentlichen Sinn desselben zu erfassen. Man hielt sich an die Deutung, daß der Fisch, welcher doch die Speise der Fastenzeit ist, von Natur stumm und passiv, also gewissermaßen das Bild jener Rathlosigkeit und Unbeholfenheit sei, wie wir sie an jenen so lächerlich finden, welche in den April geschickt zu werden pflegen. Erst verhältnißmäßig spät gelang es, das Räthsel zu lichten, welches in jenen Ausdruck eingekernt war. Die Erklärung liegt in derjenigen eines sprachlichen Schnitzers, mit welchem wir es hier zu thun haben. Wie alle übrigen Völker Europas, hatten auch die Franzosen als germanisches Erbtheil noch aus der Zeit der Völkerwanderung her im ganzen Mittelalter ihren Wummenschanz und überhaupt ein recht übermüthiges Fastnachtstreiben. Weil nun die Spiele, welche man bei dieser Gelegenheit aufführte, gewöhnlich doch einen biblischen Stoff behandelten, nannte man sie „la passion d'avril“, woraus im Kauderwälsch der Umgangssprache allmählich der noch heute übliche Ausdruck „poisson d'avril“ hervorgegangen ist. Er hat sich im Laufe der Zeit auch so fest eingebürgert, daß es nicht leicht war, den Schleier zu lüften, welcher über diesem sprachlichen Geheimniß ruhte.

Wir in Deutschland haben eine nicht geringe geschichtliche Erinnerung an das April-Schicken. Sie gemahnt uns allerdings an erst überlebte Zustände und vor allem nicht an die Glanzperiode unseres Vaterlandes. Es war zu jener Zeit, da das heilige römische Reich deutscher Nation zum Tummelplatz für die Gelüste aller übrigen Völker ausersehen worden, wo seine Feinde es auf seinen Niedergang abgesehen hatten. Der Reichstag zu Augsburg sollte die Hilfe gewähren, deren man sehr bedurfte. Die Türken standen drohend an den Grenzen, Religionsstreitigkeiten wütheten im Innern, und vor allem fehlte es an dem Nöthigsten, diese Mißlichkeiten aus der Welt zu schaffen — dem Gelde. Es wollte aber kein Mensch auch nur die mindeste Summe vorstrecken, bevor nicht wenigstens das verlotterte Münzwesen geregelt wäre. Jede Stadt, eine unendlich Menge von geistlichen und weltlichen Herren besaßen nämlich das Prägerecht, so daß man sich nicht mehr zurecht finden konnte unter all den Münzen, welche in Umlauf waren. Allein der Reichstag ging auseinander, ohne daß diese so wichtige Frage geregelt worden wäre, so daß man sich von Neuem dazu entschließen mußte, einen eigenen sogenannten Münztag anzuberäumen. Dazu war der erste April

bestimmt worden. Nun begann mit einem Male eine Spekulationslust, welche keine Grenzen hatte. Die großen mittel- und süddeutschen Handelsstädte beteiligten sich mit bedeutenden Summen daran, und alle Welt erhoffte für sich einen erklecklichen Vortheil. So kam der Tag unter allergrößter Spannung, aber die Münzreform, welche er bringen sollte, ward nicht erzielt. Es blieb wie bei allen anderen Angelegenheiten auch hier bei der alten Weise der Verschleppung und Verlotterung. Das Volk jedoch hatte all das längst vorausgesagt; es wußte, was es von solchen Hoffnungen und Versprechungen zu halten hatte. Nun lachte es weiblich über die leichtgläubigen Thoren, welche sich in solche Träume hatten wiegen lassen und über die waghalsigen Spekulanten, welche zur Erzielung eines großen Gewinnes sogar ihre Habe auf's Spiel gesetzt hatten. Weil aber der Termin, wo alle Hoffnungen jener in Scherben gegangen waren, der erste April war, sagte man mit Recht von ihnen, sie seien in den April geschickt worden.

## Bismarck's Heim.

Von Ludwig Heilbrunn.

(Nachdruck verboten.)

Es ist nicht Neugierde, welche uns treibt, einen Blick in das häusliche Leben großer Männer zu thun. Interesse ist es vielmehr, welches wir namentlich jenen Gestalten entgegenbringen, die uns lieb und vertraut wurden, das Familienleben derselben kennen zu lernen, aus welchem insbesondere der Deutsche seine Kraft zu schöpfen pflegt.

In diesem Sinne will ich meine Leser in Bismarck's Heim führen, um sie einen kurzen Blick thun zu lassen in das Privatleben des Schloßherrn von Friedrichsruh.

Wenn man mit der Eisenbahn von Hamburg nach Berlin fährt, so passiert man zunächst schier endloses Flachland, die Marschen. Soweit der Blick reicht, sieht er nichts anderes als weite Weiden, welche durchzogen sind von zahllosen Kanälen; die ganze Landschaft erinnert lebhaft an die Natur Hollands; kleine Windmühlen, welche das Wasser auf den Feldern sammeln und in die Kanäle treiben sollen, bestärken uns in dem Glauben, wir befänden uns auf holländischem Boden. Haben wir jedoch die Hamburgische Stadt Bergedorf hinter uns, so ändert sich die Szenerie. Bewaldete Bergkuppen beleben die Landschaft, Buchengehölze von außerordentlicher Schönheit durchziehen das Thal, und ein Flüsschen, die Bille, schlängelt sich anmuthig durch den allerdings stellenweise recht sandigen Boden. Reinbeck, ein von Hamburgern vielbesuchter Ort, bildet den eigentlichen Mittelpunkt der wechselreichen Landschaft. Nunmehr fährt der Zug in einen dichtbestandenen Wald, es ist der Sachsenwald. Wir befinden uns etwa drei Meilen von Hamburg entfernt, wenn wir auf einer kleinen, unscheinbaren Bahnstation aussteigen, welche den Namen Friedrichsruh führt.

Wenige Schritte vom Bahnhofe entfernt, von einer Ziegelmauer umgeben, ein ein-

faches, einstöckiges Gebäude, welches den Namen „Schloß“ ohne jeden Grund führt. In diesem einfachen Bau wohnt Bismarck, anspruchslos wie ein schlichter Landmann, der Zeit seines Lebens in dieser ländlichen Umgebung gewohnt. Wenn man in Hamburg die stolzen Paläste der Kaufherren betrachtet, die burgartigen Bauten, deren Binnen sich in der Altsterfluth abspiegeln, und dann den Wohnsitz des Mannes in Augenschein nimmt, dessen Blick einst die Welt regierte, so wird man zu dem Schlusse kommen, daß nicht immer Prunk und wahrhafte Größe im Einklang stehen; anderseits, daß nicht immer Klugheit und Verdienst sich in Salons wohl zu fühlen brauchen, die mit modischem oder altmodischem Firlefanz ausgestattet sind. — Ursprünglich war das Schloß in Friedrichsruh ein Hotel gewesen, und wenn man den Korridor des oberen Stockwerks durchwandelt, so findet man noch heute über den Thüren Herberts und Wilhelms von Bismarck die Nummern der ursprünglichen Gasthauszimmer.

Im Jagdschloß liegen unter Anderem die von dem Fürsten speziell bewohnten Räumlichkeiten: Audienzzimmer, Schlaf-, Arbeitszimmer. Im Vorderzimmer befindet sich ein mächtiger Eichenstamm, dessen Spitze ein Hirschgeweih krönt. Das Ganze wird als Stockhalter benutzt, und wir finden in demselben gar manche gewichtige Stütze, wie einen Eichenstock, welcher von Bismarck eigenhändig geschnitten worden ist, und welcher die Inschrift trägt: „Königgräzer Wald am 3. Juli 1866.“

Im Audienzzimmer fällt eine vorzüglich ausgeführte Büste Wolke's in die Augen, geziert durch einen Eichenkranz mit schwarz-weiß-rother Schleife.

An der Südseite des Schlosses ist das Arbeitszimmer des Fürsten gelegen. Es zeichnet sich ganz besonders durch behagliche Wohnlichkeit aus und ist durch eine Menge historischer Gegenstände interessant. Vor der Chaiselongue steht ein kleiner Tisch, welchen Bismarck im Jahre 1871 von Frau Jessé in Versailles als Geschenk erhalten hat. Die Bedeutung des einfachen Möbels bezeichnet eine Metallplatte mit der Inschrift: „An diesem Tische ward der Präliminarfriede zwischen Deutschland und Frankreich am 26. Februar 1871 unterzeichnet.“

Der Schreibtisch steht vor dem einzigen Fenster des Zimmers, von welchem man eine ganz hervorragend schöne Aussicht auf den Wald hat.

Die Bildnisse der drei ersten deutschen Kaiser, sowie eine erstaunliche Fülle der verschiedenartigsten Sächelchen zieren den Tisch. An den Wänden bemerken wir Familienbildnisse: die Fürstin, die Grafen Herbert und Wilhelm und die Gräfin Rangau, geb. Gräfin Bismarck. Die Behaglichkeit des Zimmers wird noch erhöht durch die dunkle Farbe der Wände und Möbel sowie den weichen Teppich, der den Boden ganz und gar bedeckt.

Das Arbeitszimmer ist der Lieblingsaufenthalt des Fürsten, und oft hat sich hier eine kleine, aber auserlesene Gesellschaft um den Lesertisch geschart, wenn es

hieß, der Altanzler wolle aus seinem Leben diese oder jene Episode zum Besten geben. Eigenhändig schürte dann der Fürst das Feuer im Kamin, und wenn draußen der rauhe Wind um die Eke schnob oder die Bäume im Park laut ächzen machte, dann herrschte innen jene echt nordische Behaglichkeit, welche uns die Winternachmittage und Abende werth macht.

Der Fürst aber saß manche Dämmerstunde in seinem Sessel, ein einfaches Hausgewand bedeckte seinen Körper, und eine lange Pfeife fand starken Zuspruch.

Dann begann der Fürst zu erzählen. Erstlich einmal das Wie! Bismarck besitzt ein Organ von außerordentlicher Weichheit, eine barytonartige Stimme, die also schon dieser Eigenschaft wegen zum Erzählen ganz und gar geeignet ist. Sobald jedoch der Erzähler an einem Wendepunkt angelangt ist, sobald eine besonders markante Stelle hervortritt, sobald eine humorvolle Bemerkung oder Pointe naht, — dann macht Bismarck eine kleine Pause oder unterbricht seine Geschichte durch mehr oder minder kräftiges Räuspern. Im Landtage oder Reichstage war man an genannte Eigenart Bismarck's gewöhnt, und hielt sie, vielleicht nicht mit Unrecht, für einen rhetorischen Kunstgriff.

Wer auf eine so bewegte Vergangenheit zurückblicken kann, wie unsere Altanzler, dem wird es nicht schwer fallen können, aus dem Schatze des Erlebten einige besonders interessante Momente hervorzuheben. Besonders gern erzählte Bismarck aus seinen Studienjahren, aus den Tagen des Konfliktes, vom deutschen Bunde und dessen Frankfurter Parlamentartern, von seinem Aufenthalt in St. Petersburg und den Wachtfeuern von Königgrätz und Sedan.

(Schluß folgt.)

### Gemeinnütziges.

**Apfelsinen Punsch.** Die Schale von 3 Apfelsinen reibt man auf Zucker ab, den man in eine Terrine legt, worauf man den Saft von 6 Apfelsinen und zwei Zitronen durch ein Sieb preßt, 1/2 kg Zucker mit einer Flasche Weißwein und 1 l Wasser zum Kochen bringt, in die Terrine gießt und noch zwei Flaschen Weißwein nebst 3/4 l feinem Araf oder Rum hinzufügt.

**Zur Beseitigung von Mitesser.** Täglich 3 Abreiben des Gesichtes mit einem mit grüner Seife beschmierten Flanellappen, während einiger Minuten, je kräftiger, desto besser. Alsdann Abwaschen mit heißem Wasser und für die Nacht Auftragen von gut umgeschütteltem „Kummerfeldschen Waschwasser“, das man in jeder Apotheke erhält. Wird nach einigen Tagen die Haut geröthet und gespannt, so setzt man einige Zeit mit den Seifeneinreibungen aus und pudert statt dessen mit einem Puder, der aus einem Theil Zinkweiß und zwei Theilen Weizenmehl besteht. Der Zweck dieser Maßregeln besteht darin, die Haut zur Abschleifung zu bringen, wobei dann die Mitesser fortgehen.

**Selbstgemachtes Kölnisches Wasser.** (Eau de Cologne.) Zu einem Kilo möglichst wasserfreiem Weingeist setzt man 15 Tropfen Rosmarinöl, 15 Tropfen Cedernöl, 15 Tropfen Neroliöl, 30 Tropfen Bergamottöl, 5 Tropfen Kardamomöl. Diese Oele mische man gut mit dem Weingeist und schüttele gut, alsdann fülle man diese Flüssigkeit in Flaschen ab. Ist der Weingeist schwach gewesen, so wird die Flüssigkeit trüb erscheinen, was bei Anwendung von 85prozentigem Alkohol niemals der Fall sein wird. Bei geringerer Menge entsprechend weniger von jeder Zuthat.

**Fettflecke aus Sammet zu entfernen.** Fettflecke entfernt man aus Sammet, indem man ein Stückchen Baumwolle mit gereinigtem Zitronenöl befeuchtet und dieses auf den Fleck legt, ohne den Sammet zu drücken. Man wiederholt dies Verfahren so lange bis der Fleck verschwunden ist, und büstet ihn dann mit einer Sammetbürste häufig gelingt es, Flecke aus Sammet zu entfernen, indem man ein weiches Tuch mit Terpentingeist befeuchtet und die befleckte Stelle vorsichtig nach dem Strich damit reibt.

**Liqueurflecke entfernen.** Man behandelt die Flecke mit Wasser, oder, wenn die Appretur nicht verletzt werden darf, mit verdünntem Spiritus. Bleibt bei gefärbtem Liqueur ein farbiger Fleck, so wende man für weißes Leinen und Baumwolle die Chlorbleiche, für Seide und Wolle die Schwefelbleiche an. Bei bunten nicht waschbaren Stoffen wende man kochendes Wasser an.

**Meerschäumspitzen reinigen.** Man hänge oder stelle die Meerschäumspitze behufs der Reinigung in ein enges zylindrisches Gefäß, jedoch so, daß sie den Boden nicht berührt, die Bohrung aber senkrecht steht, fülle den Raum mit gewöhnlichem Kartoffelbraunwein und lasse das Ganze mehrere Tage an einem Orte stehen. Nach jeztmaliger Erneuerung der Flüssigkeit wiederhole man das Eintauchen und wende beim letzten Mal reinen Weingeist an, um das Fuselöl auszu ziehen, resp. seinen Geruch zu beseitigen. Selbstverständlich ist das betreffende Gefäß bedeckt zu halten, wenn seine Form es gestattet, mit Blase zu verbinden.

### Frühling.

Amsel sang von hohem Baum,  
Blättergrün am Waldesaum,  
Sonnenschein am Himmelszelt,  
Frühling kommt jetzt in die Welt.

Er verwandelt Winterschmerz  
Nun in Freud' dem kranken Herz.  
Rehrt in Hütte und Palast,  
Ein als froh begrüßter Gast.

Drum wirf weg der Sorgen Pein,  
Herz, laß ein den Sonnenschein,  
Freue Dich der Frühlingsspracht,  
Die der Herr für Dich gemacht.

### Quadrat-Räthsel.

12	9	3	1	13	14	8
11	3	2	10	11	14	15
11	3	9	15	6	10	16
4	3	13	11	17	13	3
18	5	4	6	15	9	17
19	3	6	8	8	14	15
5	3	18	7	10	16	14

Die horizontalen Reihen bedeuten: 1) Eine wohlriechende Essenz, 2) Hilfe für Lahme, 3) Vogel, 4) Wort für inneres Gefüge der Gesteine, 5) Wort für „hartnäckig“, 6) Stadt im preussischen Regierungsbezirk Stralsund, 7) Schmuckgegenstand für Damen.

Nach richtiger Lösung ergeben die stark markirten Felder einen bekannten Staatsmann.

**Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:**  
Berstand. (Vers-tand.)

### Humoristisches.

**Kathederblüthe.** Professor der Chemie: „Die Flüssigkeit, die Sie hier in der Flasche sehen, ist das gefährlichste aller Gifte. Ein Tropfen davon einem Menschen auf die Zunge getröpfelt, ist im Stande, den stärksten Dänen zu tödten!“

Koupe für Nichtschnupper. Ein alter Herr läßt seine Dose in der ganzen Gesellschaft seines Koupes zirkulieren, die auch alle bis auf eine Dame benützen, welche jedoch empört über das nun folgende Wettniesen dem Kondukteur zuruft: Herr Kondukteur, haben Sie vielleicht ein Koupe für Nichtschnupper?"

Entschuldigt. Herr (sich einer jungen Dame auf dem Balle vorstellend): "Mein Fräulein, verzeihen Sie, ich heiße Zsigson." — Dame: "O bitte sehr, das macht nichts."

Frage. Welches ist der Gipfel der Absurdität? — Antwort: Wenn lachende Erben in eine Weinstube gehen.

Er kennt ihn. Vater der Braut (zum Bewerber): "Und dann noch eins, ich gebe

Ihren Gläubigern zehntausend Mark mit, wird das genügen?"

Abgetrumpft. Student (übermüthig, zu einem älteren Herrn am Bierische): "Sagen Sie, mein Herr, weshalb mag es wohl kommen, daß die spirituosén Getränke den älteren Herren in die Füße und den jüngeren in die Köpfe steigen?" — Herr: "Sehr einfach — sie suchen eben bei jedem Menschen seine schwache Seite auf."

Unverschämt. Pfarrer: "Schon wieder muß ich Sie beim Betteln erwischen! Wenn Sie doch einmal das Sprüchwort beherzigen wollten: Arbeit macht das Leben süß!" — Bettler: "Herr Pfarrer, ich bin kein Freund von Süßigkeiten!"

Amtsstiel. Ein Dorfbürgermeister berichtete an seine vorgesetzte Behörde, daß der Polizeidiener gestorben sei und zwar "an einem Fieber, unter Hinzutritt ärztlicher Behandlung."

Grob. 1. Sonntagsjäger (Schauspieler): "Au, Sie haben mich angeschossen?!" — 2. Sonntagsjäger: "Nacht nichts, das Publikum hat sie ja doch längst satt!"

Er thut's umsonst. Ein Pfarrer fragte einst einen Bauernknaben: "Was hast Du für Deine Sünden verdient?" — "Herr Pfarrer, ich verlange nichts dafür," erwiderte der Junge treuherzig.

**Wollen**  
Sie Uhren u. Goldwaaren direkt aus der Fabrik beziehen, so lassen Sie sich meinen Illustrierten Pracht-Catalog gratis u. franco kommen.  
**G. A. Lindes, Braunschweig,**  
Uhren- u. Goldwaarenfabrik.

Alle  
**Saubsägerei-**  
Artikel liefern  
**G. Schaller & Comp.,**  
Konstanz, 3 Marktstätte 3.  
Preislisten und Verlagskataloge umsonst.

**Patent-Bureau**  
München  
**G. Dedreux** Brunstr. 9

**„Kindergarderobe“**  
ermöglicht  
**Selbsterstellung**  
der Kindergarderobe.

**90 000 Abonnenten!**  
**Mütter u. Kinderfreundinnen,**

**„Kindergarderobe“**  
macht entbehrlich:  
Ankauf von Spielen,  
Bilderbogen etc. etc.

welche unmodern gewordene oder abgenutzte Kleider für die Kinder verwerten und die „kleinen“ handarbeitlich beschäftigen und unterhalten wollen durch Selbstanfertigung von Säbelchen aus unbrauchbaren Gegenständen, wie Wollresten, alten Garnrollen, Bündelholzschachteln u. s. w. finden Gewünschtes in dem im Verlag von **Jon Henry Schwerin, Berlin W.** erscheinenden konkurrenzfreien Blatte:

**„Kindergarderobe“**

Illust. Monatschrift mit Zuschneidebogen zur Selbstanfertigung der Kinderbekleidung u. Zeitschrift zur handarbeitlichen Beschäftigung der Kinder, mit der Beilage: „Für die Jugend“.

**60 Pf.** vierteljährlich

**Zu sämtlichen Kinder-Kostümen vollständige Schnitte!**

**60 Pf.** vierteljährlich

Abonnements zu 60 Pf. vierteljährlich b. all. Buchhandlungen u. Postanstalten.  
Gratis-Probennummern durch die Buchhandlungen und durch die Expedition der „Kindergarderobe“:  
Verlag von **Jon Henry Schwerin, Berlin W., Magdeburger Platz 5.**

**Bitte ausschneiden und einsenden!**

An die Firma

**Kirberg & Comp.**

in Gräfrath bei Solingen.



Der Unterzeichnete bittet um Franko Zusendung von 1 Stück Taschenmesser wie obige Zeichnung, mit 2 flachen Stahlklingen und Korkzieher, fest sein Schildplatt imitiert, alles hochfein polirt, und verpflichtet sich, hierfür den Betrag von **1.20 Mark** innerhalb 3 Tagen einzusenden, oder das Messer in gleicher Frist zu retourniren.

Name: .....

Ort: .....

Umsonst versenden wir an Jedermann unseren Pracht-Catalog. Derselbe bietet die größte Auswahl in sämtlichen Solinger Tafelmessern, Taschenmessern, Rasirmessern, Brod-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- und Wiegemessern, allen Sorten Scheeren, sowie Revolvern, Gartenbüchsen, Pistolen, Jagdgewehren und Munition. Ferner beste und billigste Bezugsquelle in sämtlichen Fernrohren, Feldstechern, Operngläsern, Luppen, Compassen, Microscopen. 24375

**Erstes und ältestes Geschäft am Platze, welches direkt an Private liefert!!**

**Auskunfts**

Büreau von **Gustav Paul, Berlin N.,** Dranienburgerstraße 66 erteilt über **Geschäfts- Familien- u. Privatverhältnisse** aus jedem Ort gewissenhafte Auskunft in diskretester Weise. Forderungen werden kostenlos eingezogen. Bei Anfragen Retourmarke beifügen.

**Freudig überrascht und entzückt**

werden Sie von unserem imit. **Sprechenden Papagei** sein, den wir Ihnen nebst genauer Anleitung gegen Voreinsendung von **nur drei Mark** sofort zuschicken. Tadellose Ankunft wird garantirt.

**Jacoby & Co., Neubrandenburg.**

Abonnement 75 Pfg. vierteljährlich

Inserate 15 Pfennig die Zeile.

**Süddeutsche Thier-Börse**

Verbreitetste Organ für Geflügel-  
Fachzeitung Süd-Deutschlands. Vogel-, Bienen-, Hunde- und Fischzucht.

Centralblatt für 46 Vereine und Verbände

Wart. Postenamt Nr. 230. Erscheinungsort: Heilbronn a. N. Reichspostamt Nr. 4184

Das einzige wissenschaftliche u. erprobte Mittel, welches die **Katarrhe der Luftwege** in kürzester Zeit, oft schon nach einigen Stunden beseitigt, weil das darin enthaltene Chinin die Entzündung der Schleimhäute und damit den Katarrh selbst hebt, sind

**Apotheker W. Voss'sche**

**Katarrhpillen**

Zu haben in den Apotheken à Schachtel 1 Mk.